

Hingegebenes Menschsein

100 Jahre nach seinem Tod erscheint Egon Schiele in der Albertina in neuem Licht

Er hat den eleganten schwarzen Anzug hervorgeholt, den er über der gemusterten Weste und der stilvollen Halsbinde trägt. Wirr steht ihm das Haar vom Kopf, doch aufrecht wie in sonst keinem seiner Konterfeis blickt der Künstler im „Selbstbildnis mit Pfauenweste“ (1911) den Betrachter aus seiner hellen Aureole heraus selbstbewusst, geradezu herausfordernd an: Ja, der österreichische Künstler Egon Schiele (1890-1918) galt als das „enfant terrible“ der Wiener Moderne.

Dass er bereits im Alter von sechzehn Jahren als jüngster Student in die Wiener Kunstakademie aufgenommen wurde, befeuerte sein künstlerisches Ego. In den 28 Jahren seines kurzen Lebens fertigte er sage und schreibe 170 Selbstporträts an. Die meisten zeigen ihn nackt, mit ausgemergeltem Körper und irrem Blick. War er deshalb aber ein manischer Narzisst?

Viele der bisherigen Deutungen wollten genau das glauben machen, stilisierten den Maler als jungen, sexbesessenen Wilden, der sich, in der Absicht die Spießbürger so richtig erzittern zu lassen, in den sozialen Abgründen Wiens verlor. Anders die Albertina, die als Auftakt zum Gedenkjahr 2018 bereits jetzt mit 160 seiner schönsten Gouachen und Zeichnungen eine umfassende Ausstellung von Egon Schieles Werk zeigt und diesen Künstler auf der Grundlage neuer Forschungen von Johann Thomas Ambrózy in einen völlig neuen Zusammenhang stellt.

Gewiss: Die zu Papier gebrachte Nacktheit als eigenständiges Genre war zu Schieles Zeit neu und galt als absoluter Tabubruch. Obwohl er auch zahlreiche Landschaften, Städtebilder, Porträts, Stillleben und allegorische Arbeiten schuf, wurde der Künstler zeitlebens auf seine Aktdarstellungen festgelegt. Erst gegen Ende wurde ihm jene Anerkennung zuteil, die ihn neben Kokoschka und Klimt, der zeitweise auch sein Lehrer war, als bahnbrechenden Avantgardisten der Wiener Moderne auswies.

Schuld an den verspäteten Lorbeeren hatte auch sein kantiger Stil. Dieser war weniger dazu angetan die Schönheit seiner meist sehr jungen Modelle zu mehren, als vielmehr deren Armut und Versehrtheit zu betonen – etwa in den rot entzündeten Lidern oder ihren verschrofelten Handknochen. Dadurch haftet den erotischen Darstellungen immer etwas Gequältes oder Getriebenes an. Manche wirken in ihrer zeichnerischen Reduktion (vor allem ab 1914) fast hölzern. Wieder andere erscheinen in ihrer eruptiven Bewegung vor monochrom-flächigem Hintergrund wie haltlos. Nun freilich fragt man sich: Wie konnte man solchen Bildern überhaupt eine rein erotische Intention nachsagen? In diesem Widerspruch zeigt sich einmal mehr die Doppelmoral des Fin de Siècle und weit darüber hinaus: Wenn schon nackt, dann, bitte sehr, schön nackt.

Zu diesen Bildern setzt die Albertina erstmals eine bislang verkannte Werkgruppe in Beziehung, die zugleich Schieles ganzes Schaffen mit neuem Licht überstrahlt: Zwischen 1912 und 1918 schuf er eine Reihe von Werken, die – wie sich herausstellte – den Heiligen Franziskus und sein Wirken zum Thema haben. Die Bilder tragen pathetische Titel wie „Erlösung“, „Andacht“ oder „Die Wahrheit wurde enthüllt“ und zeigen Männer in ärmlichen Gewändern. Schiele habe sich völlig mit Franz von Assisis asketischem Armutsideal

identifiziert und seine Menschenbilder als Aufschrei und Protest wider den Materialismus und Luxus seiner Zeit erschaffen, heißt es. Aber kann man deshalb allen Werken – selbst jenen, die Schieles (vorurteils-)freie Sicht auf die geschlechtliche Realität zur Schau stellen – einen ethischen Hintergrund nahelegen?

„Auch das erotischste Kunstwerk hat Heiligkeit“, war Schiele überzeugt. Zumindest erklärt sich so der helle Konturrahmen, der viele seiner Figuren wie eine Aura umgibt. Dazu passt ein weiterer Aspekt, dem diese Schau große Aufmerksamkeit widmet: In vielen (Selbst-)Bildern Schieles taucht ein ostentatives, enigmatisches Handzeichen auf, die sogenannte V-Geste, bei der die flach ausgestreckte Hand Zeige- und Mittelfinger zur V-Form aufspreizt (Abb.). Wie sich nun herausstellt, übernahm Schiele diese Geste aus der christlichen Kunst, mit der er die Dargestellten einschließlich seiner selbst zu einer Art Schöpfergott stilisiert.

„Ich bin so reich, dass ich mich fortschenken muss“, vertraute der Künstler seinem Freund Arthur Roessler einmal an. Gerade in der Aussparung zeigt sich, was er damit meinte. Etwa in „Umarmung“ (1914) ist lediglich eine nackte stehende Frau mit nach vorn gebeugten Armen zu sehen. Alles andere – der oder die Umarmte – ist nicht von künstlerischem Interesse. Worauf es Schiele ankommt, ist allein ihr Gefühl – ihre Sendung. Kein Empfänger, keine Paargeschichte, kein Glück. Nur einsames, hingegebenes Menschsein.

Albertina, Wien: Bis 18. Juni. Täglich 10-18 Uhr, Mi 10-21 Uhr.

Friederike Zimmermann

[Friederike Zimmermann, Hingegebenes Menschsein. 100 Jahre nach seinem Tod erscheint Egon Schiele in der Albertina in neuem Licht, in: Badische Zeitung, 18. April 2017]